

Die Brüder Moor

Autor(en): **Baur, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **11 (1912-1913)**

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750538>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE BRÜDER MOOR

Zwei Gymnasiasten einer schweizerischen Bodenseestadt sind die Helden von Paul Ilgs neuem Roman¹⁾, der, weil die beiden in einer Schüler-Aufführung von Schillers Räufern, jeder seiner Art gemäß, die Rolle des Franz und Karl spielen sollen, den Titel „Die Brüder Moor“ trägt. Doch ist das Buch kein Schülerroman, wie sie vor einigen Jahren im Schwung waren; wir erfahren nichts von der Oberlehrer Geschick und Ungeschick und wir müssen nicht der Schülertypen unabsehbare Reihe an uns vorbei Revue passieren lassen. Die pädagogischen Fragen sind säuberlich den Pädagogen überlassen worden, und je weiter man sich in den Roman hineinliest, um so klarer steht sein einheitlicher Gegenstand, den auch Frank Wedekind, allerdings ganz anders, in „Frühlings Erwachen“ behandelt hat, vor uns da: die gefährliche und doch wieder glückliche Knochenlosigkeit und Bildsamkeit des männlichen Charakters beim Einsetzen der Geschlechtsreife, und die Krisen, die sich daraus ergeben können. Also kein Buch für die reifere Jugend; ein Buch für Leute, für welche der Ernst und die unheimliche Tiefe eines psychologischen Problems Reize haben.

Das geheimnisvolle Blühen und Faulen dieser Jünglingsjahre, deren Rätsel nicht etwa einer belehrenden Person des Romans offen liegen und die uns nur die Deutungskunst des Autors enthüllt, zeigt dieser an *Christian Knecht* auf, dem argwöhnisch hellen, neiderfüllten Streber, dem schwächlichen, schüchternen und in seiner elenden Armut altklugen Rabengässler, und an dem starken, kühnen, mit allen Glücksgütern und darüber hinaus mit der bewundernden Verehrung seiner Kameraden gesegneten Kadettenmajor *Theodor Zellweger*, des Fabrikherrn und Ständerats Pflegesohn auf Schloss Hemikofen. Ihn hat einst der Schlossherr seiner jungen Frau nach dem frühen Tod seines einzigen Knäbleins als Ersatz in die Wiege gelegt, und vielleicht war der Erzeuger des unehelichen Kindes, das die Mutter leicht und gern aus der Hand gab, der Vater Christian Knechts, ein Trunkenbold, der früh aus dem Leben schied.

Bei Beginn der Handlung irrt Christian in verzweifelten Seelenkämpfen, überzeugt, dass sein Leben verpfuscht und verloren sei, durch die Nacht. Er hat seine frömmelische, ihm hündisch ihr letztes hingebende Mutter bestohlen, um der Tochter seines Professors Wiesendanger, dem „Kadettenschätzchen“ ein silbernes Kettlein zu verehren, die ihn zu allem noch schmäählich hat sitzen lassen. Obgleich ihn dann die Fürsprache dieses Lehrers von seelischer und materieller Not erlöst, der Neid frisst weiter in seinem Herzen und erfüllt ihn mit grimmigem Hass gegen den Glücksvogel Zellweger, den er aus seiner Jugendseligkeit heraus reißt, indem er ihm durch ein anonymes Schmäähgedicht seine Herkunft kund tut. Grauenvoll sind die Folgen: Theodor ist mit schwärmerischer Liebe an der Frau ge-
hängen, die er seine Mutter wähnte; nun die verwandtschaftlichen Bande zerschnitten sind, wird seine Überfülle von gegenstandslos gewordener Kindesliebe in dionysische Liebe umgewandelt. (Was der „Mutterkomplex“ der Psychanalytiker leicht zu erklären vermöchte.) Unter dem Einfluss des Zwiespalts zwischen dem allbesiegenden Trieb und der Dankbarkeit, die

¹⁾ Die Brüder Moor, eine Jugendgeschichte von Paul Ilg, Leipzig 1912, Verlag von Gideon Karl Sarasin.

er den Pflegern schuldet, wird er gegen jedermann verschlossen, verworren, und unaufrichtig, und wie er einmal die Pflegemutter mit rasenden Küssen überfällt, gesellt sich bitteres Schuld- und Schamgefühl und die trotzige Angst, aus seinem Paradies vertrieben zu werden, zu den schlimmen Eigenschaften, die seine Pflegeeltern an ihm überraschten.

In diesen qualvollen Wochen klammert er sich, da ihm sein Gewissen sagt, er gehöre eigentlich mit dem Hallunken zusammen, in seltsamer Freundschaft an Christian Knecht, der durch ein Stipendium des Ständerats äußerer Not enthoben worden ist. Die Freundschaft des beliebtesten Mitschülers, des Kadettenmajors, löst in der Seele des verachteten Rabengässlers sittliche Gefühle aus, die ihm bisher fremd waren. Dieses Zusammenleben drückt aber Zellweger in der Achtung der frühern Kameraden herunter und macht ihn vollends steuerlos; bei Knecht ist es der Beginn eines Emporstrebens nicht nur nach gesellschaftlicher Höhe, sondern nach Menschwerdung, nach innerer Läuterung. Unter dem Einfluss verfehlter Erziehungsmittel des energischen, großdenkenden, immerhin jenes hohen Grades herzlicher Seelenerkenntnis, der hier allein zum Guten führen könnte, baren Pflegevaters verbittert und verwildert Theodor Zellweger immer mehr; ein geheimes Gastmahl, das er mit dem Freund, mit dem Kadettenschätzchen Laura Wiesendanger und einem andern Mädchen bei Abwesenheit der Eltern veranstaltet, bringt Schande über das angesehenste Haus im Lande, über den alten Lehrer Wiesendanger und zumeist über dessen Tochter. Nun ist kein Halten mehr. Wie ihn die Mutter durch wärmste Herzensteine aufrichten will, übermannt den Verzweifelten wie ein Orkan sein heißes, ungezügelt Blut; er läßt Gewalttat und Ehebruch an seinem Wohltäter auf sich.

Der Schluss des Buches zeigt uns wieder einen Trostlosen, schwerer Schuld Bewussten, der durch die Nacht irrt. Aber es ist nicht mehr Christian Knecht, der nach manchen Fährnissen sich abgeklärt und wenn auch nicht einen Platz, nach dem früher sein Neid geschielte, so doch als Hilfsredaktor und als Bräutigam sichere Aussicht auf eine anständige Zukunft gewonnen hat. Theodor Zellweger ist es, der seine wirkliche Mutter und einen Trost für sein verwirktes Leben sucht. Und diesem Leben macht er ein Ende, als die arme Wirtsfrau, die er endlich findet und die ihn längst vergaß, keine Muttergefühle für ihn aufbringen kann. —

Was dieses neue Werk Ilgs von seinen Erstlingen, dem „Lebensdrang“ und dem „Landstörtzer“ auszeichnet und was aus dieser kurzen Zusammenfassung nicht hervorgehen kann, ist die festgeschürzte, straffe Komposition. Auch kein Satz ist in dem Buch zu finden, der nicht zum Aufbau dieser beiden in scharfen Gegensatz und doch in Symmetrie gestellten Werdegänge, dem absteigenden und dem aufsteigenden, unerlässlich wäre, keine Episode, keine Naturschilderung, keine Moralpredigt, keine Reflexion, nichts. Es ist ein Beweis von Kraft, manchmal fast brutaler Kraft, wie rücksichtslos sicher der Autor alle Fäden weiter spinnt und verwebt, wie er im selben wuchtigen Schritt, der nie hastet und nie erlahmt, seinem Ziele zustrebt.

Ein unerquickliches, sonnenloses, grausames Buch, gewiss. Und das sind wir in der Schweiz nicht gewohnt. Aber unerquicklich, grausam, sonnenlos ist auch Stendhals „Rouge et noir“, ist der ganze Dostojewski, sind die bedeutendsten Werke Tolstoï's, Zolas, Maupassants. Grausam ist es immer, das Messer der Seelenzergliederer, sonnenlos ist stets der Ab-

grund, in dem die Schuld reift, unerquicklich der Weg, der von sonniger Höhe sich ins qualmende Nebelmeer senkt. Aber gerade durch den richtigen, ungeschminkten Ausdruck der hässlichen Seiten des Lebens erreicht die Kunst oft die höchsten Gipfel überzeugender Schönheit. Unerquicklich, sonnenlos und grausam darf zwar der Unterhaltungsroman nicht sein, der sich an die Menge wendet; wo aber für die selbständig Denkenden ein Kunstwerk geschaffen wird, entscheiden andere Werte als die gute Laune, die er zu erzeugen vermag, über das Gewicht eines Romans.

Kennzeichnend für Ilgs durchaus persönlichen und neuen Stil ist, wie er mit bildhafter Darstellung seelischer Vorgänge, mit wenig Beschreibung äußerer Ereignisse und mit wenig Dialog den Leser zu fesseln weiß. „Sein Kopf war heiß und hohl wie ein leerer Topf über dem Feuer“, heißt es irgendwo, und bald nachher: „Sie hatte ein Herz wie ein zwitscherndes Vogelnest mit gierig aufgesperrten Schnäbeln.“ Beim ersten Besuch des mit köstlichen Andenken geschmückten Zimmers seines Freundes „summte die Seele des armen Rabengässlers gleich einer honigsuchenden Biene über das sonnige Feld dieser Menschenjugend.“ Und bei der kleinen Orgie war es den Jüngferchen, „als würde in ihnen ein Quirl gedreht, der alle Gefühle zu Narretei und eitel Leichtsinn machte“. Und nur hier und da taucht ein Wort auf, das fast an den schlechten Romanstil erinnert: „Wer hielt meine Hände fest, als sie zu blutigen Tigerklauen wurden?“ . . . „Ein düsteres ‚Umsonst‘ umschattete sein Sinnen.“ — Im allgemeinen ist Ilgs Sprache nicht artistisch, nicht von einer gesuchten Modernität, und dass er nicht alles glatt poliert hat, dass die Meißelschläge blieben, wie sie der Hammer trieb, macht gerade die Frische und die anschauliche, schwunghafte Kraft der Darstellung aus.

Der Rhythmus der Sprache und der Darstellung, der neue, fesselnde Stoff des Buches reißen bis zum Schlusse Leser mit, die neun Zehntel aller erscheinenden Romane bei der dritten Seite gähnend und kopfschüttelnd bei Seite legen. Mag auch bisweilen ein Zweifel an der Richtigkeit der Psychologie auftauchen, man kann nicht innehalten. Und ist man dann zu Ende, so beschäftigt einem das Schicksal von Christian Knecht und besonders von Theodor Zellweger noch lange, das wir, dank der guten Komposition und dem ausgeglichenen Stils des Buches, wie ein riesenhaftes Bild aus der Ferne als etwas Ganzes und Großes überblicken können.

ZÜRICH

ALBERT BAUR



SCHAUSPIELABENDE

Seit dem 1. September spielen wir Theater, im Stadttheater und im Pfauentheater, unserer Schauspielbühne, die in finanzieller Hinsicht ein Sorgenkind des Verwaltungsrates, in künstlerischer Hinsicht aber nicht mehr zu entbehren ist; denn was auf dem Gebiete des Schauspiels von entscheidendem Neuem und Interessantem in den letzten Jahren geboten wurde, das hat das Licht der Rampen weitaus in der Mehrzahl der Fälle auf den Brettern der kleinen Pfauentheaterbühne erblickt. Auch in szenischer Beziehung hat gerade die kleine Bühne des Pfauens den Geist der Regie zu immer neuen fruchtbaren Versuchen angeregt: die Vorteile der Reliefbühne machte man